

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 242

Bromberg, den 20. Oktober

1935

Tresor 226.

Kriminalroman von Richard Marsh.

Copyright by A. S. Payne, Verlag, Leipzig.
Printed in Germany.

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Netta war dem Ersticken nahe. Die Stimme der fremden Frau war jedoch hart und klar — erbarmungslos.

„Sie werden es glauben müssen. Mein Mann starb im Gefängnis. Der Ihre pflegte ihn auf dem Totenbett, und als mein Mann gestorben war, wußte Ihrer nichts Besseres, als ihn zu bestehlen. Damit beraubte er auch mich. Alles, was Sie besitzen, gehört mir, selbst der Name, den Sie tragen.“

„Können Sie — können Sie das beweisen? Ich habe etwas dergleichen vor kurzem gehört, will es aber bestimmt wissen.“

Netta legte ihre Hand an die Stirn, als ob ihr Kopf sie schmerze.

„Glauben Sie, daß ich mit solchen Behauptungen hierhergekommen wäre, ohne sie beweisen zu können? Wenn nötig, werde ich es vor Gericht tun. Das scheint auch nötig zu sein, denn Ihr Mann ist so verhärtet, daß er auf nichts anderes hört. Bei Ihnen ist das aber etwas anderes. Sie sind jung, zu jung, um schon schlecht zu sein. Sie haben wahrscheinlich ein Herz im Leibe, das noch nicht verlernt hat, Mitleid zu empfinden, und Sie können mir helfen, Ihren Mann zu bewegen, Gerechtigkeit zu üben, so daß ich wenigstens etwas von dem, was er mir gestohlen hat, zurückbekomme.“

„Wenn Sie mir beweisen können, daß das, was ich habe, Ihnen gehört, werde ich es Ihnen nicht einen Augenblick vorenthalten.“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Selbstverständlich.“

Sie sahen einander an, die eine ehrlich, leicht zu täuschen, verzweifelt — die andere gewissenlos, kaltherzig, stets bereit ihren Vorteil wahrzunehmen, wo eine Möglichkeit sich dazu bot. Die Fremde erkannte, daß ihre Aufgabe leichter war, als sie gedacht hatte.

„Sie forderten mich auf, Ihnen zu beweisen, was ich sagte, kommen Sie mit mir, und ich werde es tun.“

„Wohin?“

„Ihr Mann muß heute Abend Rechnung legen.“

„Rechnung legen? Was meinen Sie damit?“

„Ich bin nicht die einzige, die er beraubt hat. Wir haben ihn oftmals aufgefordert, uns zurückzugeben, was unser Eigentum ist, aber er hat uns ins Gesicht gelacht. Heute Abend wird er aber nicht mehr lachen. Er wird Leute treffen, die ihm das Lachen vertreiben werden. Wenn es Ihnen wirklich ernst ist mit dem, was Sie sagten, daß Sie uns nicht vorenthalten werden, was uns zukommt, werden Sie mit mir nach London fahren, um ihn zu bewegen, es zu tun.“

„Woher weiß ich, daß Sie die Wahrheit sprechen?“

„Ich schwöre es. Können Sie es mir nicht ansehen?“

„Ja, aber ich bin eben erst so schwer getäuscht worden.“

„Weiß Gott, das sind Sie. Wenn Sie jedoch tun, was ich Ihnen sage, wird die Täuschung ein Ende haben. Es muß Ihnen doch klar sein, daß ich mit Lügen nichts gewinnen könnte.“

Das war es, was Netta sich bereits mehrfach selbst gesagt hatte. Sie durchforschte das Gesicht der Frau nach einem möglichen anderen Beweggrund, konnte aber keinen erkennen. Danach war ihr Entschluß gefaßt.

„Ich komme mit Ihnen. Wann wollen wir aufbrechen?“

„Sofort, jede Minute ist kostbar. Wenn wir zu spät kämen, würden Sie es bis an Ihr Lebensende bereuen.“

*

Als Big Ben, die große Glocke der Westminster Abtei, die neunte Stunde schlug, schlenderte Bruce Waterloo Place entlang. Auf dem Wege zu Piccadilly Circus folgte ihm ein Droschkenauto, dessen Chauffeur in ihm einen möglichen Fahrgast zu wittern schien. Nachdem die Glockentöne verhallt waren, nahm Bruce die Zigarre aus dem Munde und hielt einen Augenblick an, um zu hören. Auch der Droschkenchauffeur stoppte, offenbar in dem Glauben, daß der mögliche Fahrgast sich nun schlüssig werden und den Wagen besteigen würde. Bruce setzte jedoch seinen Weg zu Fuß fort. An der Ecke von Piccadilly Circus blieb er neuerdings stehen. Im Schatten eines Haustores stand ein Mann. Bruce ging auf ihn zu und unterwarf ihn einer eingehenden Musterung, ohne daß der andere es übelzunehmen schien. Es war ein untersehter Mensch mit einem mageren, dunklen Gesicht. Er trug eine Kravattennadel mit einem Abzeichen, das Bruce bereits wohlvertraut war. Der Mann gab die forschenden Blicke zurück.

„Sie kommen spät“, sagte er sodann. „Ein Glück für Sie, daß es nicht noch später ist.“

„Warum ein Glück?“

Der Mann grinste höhnisch. „Das werden Sie bald erfahren. Wollen Sie mitkommen?“

„Zu diesem Zwecke bin ich hier.“

Zwei Autodroschken standen gegenüber auf dem Steinpflaster. Eine davon war jene, die Bruce schon eine Weile gefolgt war, die andere schien bereits gewartet zu haben. Auf diese deutete der Fremde.

„Hier“, sagte er, „steigen Sie ein.“

„Danke“, erwiderte Bruce, „ich nehme die andere. Sie gefällt mir besser.“

„Nicht zu machen, die hier war zuerst da.“

„Trotzdem nehme ich die andere. Wenn Sie wünschen, daß ich mitkomme, steigen Sie hier bei mir ein.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm Bruce einen Sitz in der Droschke ein. Der kleine Mann trat auf den Wagen zu und sprach durch die offene Tür.

„Was soll das heißen? Die andere Droschke war von mir bestellt.“

„Das soll heißen, daß ich lieber in einer Droschke fahre, die von Ihnen nicht bestellt war.“

Der Ton, in dem Bruce diese Worte sprach, war höflich und zuvorkommend, so daß der andere nichts daraus zu machen wußte.

„Wollen Sie mit mir kommen? Ja oder nein?“

„Nein. Außerdem möchte ich bemerken, daß, wenn Sie nicht in meine Droschke einsteigen, unsere Verabredung hier vergeblich war.“

„Was würden Sie dann tun?“

„Lieber Freund, das ist ganz meine Sache.“

Der Fremde erwiderte Bruces Lächeln mit Blicken, in denen nichts von einem „lieben Freund“ lag. Seine Antwort war nürrisch:

„Warten Sie einen Augenblick.“

Bruce wartete. Der kleine Mann ging zu dem anderen Wagen und begann eine Unterhaltung mit dessen Chauffeur. Danach kam ein dritter Mann über die Straße und trat auf die beiden zu. Einige Augenblicke später nahm der erste einen Platz in Bruces Wagen ein. Der Chauffeur öffnete das Schiebefenster und fragte nach der Adresse.

„Hannover Gate, Regents-Park“, erwiderte Bruces Begleiter. „Aber machen Sie fix, wir haben schon genug Zeit verloren.“

Der erste Teil der Fahrt verlief schweigsam. Nach einer Weile ergriff Bruce das Wort.

„Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?“

„Sie dürfen es; ich heiße Brown, Sam Brown. Sie haben den Namen sicherlich schon gehört.“

„Ich habe ihn geschrieben gesehen, mit einem Fragezeichen dahinter.“

„Das wundert mich nicht. Verschiedene Leute haben schon gezweifelt, daß ich Sam Brown heiße.“

„Eine Zigarre gefällig?“

„Warum nicht?“ Mr. Brown wählte sorgfältig eine Zigarre aus. „Hoffentlich versuchen Sie keine Tricks mit mir? Fähig dazu sind Sie, soviel ich von Ihnen weiß.“

„Fällt mir nicht ein. Die Zigarren sind garantiert harmlos. Sie sehen, ich nehme selbst eine. Darf ich Ihnen Fener anbieten?“

Als Mr. Brown nickte, reichte Bruce ihm eine goldene Streichholzschachtel, eines von Nettas Geschenken. Sie erregte sofort die Bewunderung Mr. Browns.

„Ein schönes Ding“, sagte er, „dafür gibt jedes Reichthum zehn Pfund. — Keine schlechte Zigarre übrigens. Dürfte mindestens einen Schilling gekostet haben. Aber ich weiß, wo man sie für acht Pence kriegt.“

„Sie könnten mir die Adresse verraten.“

„Es hätte keinen Zweck — für Sie.“

„Warum nicht? Auch ich kaufe immer gern so billig wie möglich.“

„Mag sein, aber trotzdem hätte es keinen Zweck.“

„Sie glauben wohl, daß ich nicht lange mehr werde etwas kaufen können?“

Mr. Brown gab eine Antwort, die keine war.

„Eine schöne Nacht heute, nicht wahr?“

„Schön, aber kalt. Hoffentlich bleib's im ganzen Januar so.“

„Davon werden Sie nicht mehr viel haben.“

„Sie reden, als ob mein letztes Stündlein schon geschlagen hätte.“

„Ich bin nicht Ihrer Meinung, aber möglich ist natürlich alles.“

Der Wagen hielt an. „Hier sind wir“, sagte Mr. Brown. „Springen Sie heraus.“

„Ich sehe keine Häuser, warum sollen wir schon aussteigen? Der Wagen kann uns bis ans Haustor bringen.“

„Das wird er nicht. Aber wir haben nicht mehr weit zu gehen, höchstens hundert Schritte. Kommen Sie mit oder nicht?“

„Sind Sie sicher, daß es nur noch hundert Schritte sind?“

„Ich habe es noch nicht mit dem Zollstab nachgemessen, aber annähernd wird es stimmen. Ich frage Sie nochmals, kommen Sie mit oder nicht?“

Bruce stieg aus dem Wagen. Zunächst sah er sich um. „Ihr Wagen ist uns ein Stück gefolgt, wie ich bemerkt habe, aber er ist nicht mehr da. Chauffeur, was ist aus dem Wagen geworden, den dieser Herr bestellt hatte?“

„Er ist uns bis Baker Street nachgefahren, und dann nach Dorset Square abgebogen.“

„Aha, er wollte Ihre Freunde auf unsere Ankunft vorbereiten. Besten Dank, Chauffeur, hier ist Ihr Geld.“

Der Wagen blieb noch eine Weile stehen, während die zwei Männer die Straße überquerten und den Grove Garten

betreten. Dann folgte er ihnen. Als er an die Ecke gelangte, näherte sich ein Schutzmann. Der Fahrer sprang von seinem Sitz und sprach den Schutzmann in einem so barschen Tone an, daß dieser erschrocken einen Schritt zurückwich:

„Geben Sie auf meinen Wagen acht!“ Dann fügte er leise einige Worte hinzu, die den Schutzmann noch mehr zu erschrecken schienen. Seine nächsten lauten Worte klangen wieder kurz und messerscharf: „Bleiben Sie hier, bis ich zurückkomme!“

Damit verschwand er ebenfalls im Grove Garten.

„Manu“, murmelte der Schutzmann vor sich hin, „was kann da wieder los sein?“

Als der seltsame Chauffeur den Garten betrat, waren die beiden Männer vor ihm noch in Sicht. Bruce lachte, und dieses Lachen drang deutlich zu dem Mann, der verstohlen folgte.

„Geistesgegenwart und Mut hat er“, sagte er sich. „Er wird beides brauchen, bevor die nächste Stunde vorüber ist.“

Die beiden Männer bog um eine Ecke, und dann um eine zweite. Der Chauffeur folgte ihnen in vorsichtiger Entfernung. Bei der zweiten Ecke blieb er stehen und lauschte. Auch die Schritte der beiden Männer vor ihm verstummten.

„Ich dachte mir's“, jagte sich der Chauffeur, „Mr. Brown steht sich um, ob jemand folgt.“

Es war eine Vermutung, aber sie traf das Richtige.

Der Weg, in den Brown danach mit seinem Begleiter einbog, war beiderseits von Bäumen eingesäumt. Dahinter standen Villen, von Gärten umgeben. Hohe Mauern schützten diese Gärten vor Blicken von der Straße aus. Keine Menschenfüße war zu sehen, tiefe Stille herrschte. Bruce machte eine Bemerkung über diese Stille.

„Hier herrscht eine fast ländliche Ruhe, Mr. Brown. Man glaubt sich tausend Meilen aus der Stadt verfehlt. Darf ich fragen, wonach Sie sich eben umbliden?“

„Ich wollte sehen, ob irgend einer meiner Freunde in der Nähe ist.“

„Sie erwarten also Freunde? Übrigens scheinen Ihre hundert Schritte schon längst vorüber zu sein. Wenn es noch weit bis zu unserem Bestimmungsort ist, werde ich Sie bitten müssen, mich zu entschuldigen.“

„Sie wollen sich entschuldigen? Das würde Ihnen nichts mehr nützen. Wir sind bereits da.“

„Wo sind wir?“

„An dem Ort, wohin ich Sie führen soll.“

Brown überquerte den Weg, Bruce blieb jedoch stehen und musterte die Örtlichkeit.

„Meinen Sie das Haus dort hinter der zehn Fuß hohen Mauer?“

„So ist es.“

„Bermutlich ist es ein Haus, obwohl man von hier nichts sehen kann.“

„Sie können sicher sein, daß ein Haus dahinter ist. Kommen Sie mit.“

„Es wäre ein Spaß, wenn ich jetzt im letzten Augenblick umkehrte.“

„Sie würden sich bald überzeugen können, daß es kein Spaß wäre. Jedenfalls würde ich Ihnen raten, es nicht zu wagen.“

Sie gelangten an die Gartenmauer. Eine Tür öffnete sich, zwei Männer traten heraus und stellten sich beiderseits von Bruce auf. Dieser hielt die Hände in den Taschen, keines überdecktes und betrachtete die Neuankommlinge mit einem heiteren Lächeln.

„Freunde von Ihnen, Mr. Brown?“

„So ist es.“

Einer der Männer war groß und hager. Bruce erkannte in ihm den Mann, der auf Browns Wink an die Droschke an der Ecke von Piccadilly Circus herangetreten war. Der andere war ein Neger.

Ohne ein Wort zu sprechen, ergriff jeder von ihnen Bruce an einem Arm. Auf diese Weise schoben sie ihn vorwärts, so daß er innerhalb der Tür war, bevor er recht wußte, wie ihm geschah.

(Fortsetzung folgt.)

Als Nelson fiel.

Die britische Admiralität wußte sehr wohl, warum sie gerade dem Colonel Nelson im Februar 1793 das Linien Schiff „Agamemnon“ übertrug; besaß doch gerade dieser Marine-Offizier trotz seiner persönlichen Hemmungslosigkeit eine geradezu beispiellose Kühnheit und Kaltblütigkeit, die er im englisch-nordamerikanischen Krieg bereits unter Beweis gestellt hatte. Der Kommandant des Agamemnon und spätere britische Geschwaderchef im Mittelmeer erfüllte vollkommen das auf ihn gesetzte Vertrauen, setzte der Expedition Napoleons nach Ägypten von der See aus derart zu, daß sie bald abgebrochen werden mußte und errang sich dann in der Seeschlacht bei Abukir den stolzen Titel eines „Lord of the Nil“, der ihn zu dem beliebtesten und gefeiertsten Mann Englands machte.

Bei den zu seinen Ehren im Frühjahr 1805 in London veranstalteten Festlichkeiten erschien jedoch zum Erstaunen der „Gesellschaft“ an seiner Seite nicht Lady Nelson, sondern Lady Emma Hamilton, die Gattin des mehr als 80jährigen ehemaligen britischen Gesandten in Neapel. Kein Wunder, daß sich ganz London und schließlich ganz England mit dem „Roman“ des Seehelden eingehend befaßte und den Liebbling der Nation nur sehr schwer zu verstehen vermochte.

Als sich die Wetterwolken eines maritimen Gewitters über der Meerenge von Gibraltar zusammenzogen, die die Admiralität Nelson aus den Armen der Geliebten, deren Mann unterdessen 83jährig gestorben war, auf sein Flaggschiff, die „Victory“, zurück und übertrug ihm die Leitung der britischen Flotte zu der sich anbahnenden Entscheidungsschlacht. Die vereinigte spanische und französische Flotte war ausgelaufen, um die Straße von Gibraltar zu passieren und den durch englische Kreuzer versperrten Ausgang zum Atlantik freizumachen. Als der Morgen des 21. Oktober heraufdämmerte, versammelte Nelson in der Bucht von Trafalgar seine gesamten Schiffe und ließ am Mast jenes berühmte Signal hochgehen: „England erwartet, daß jedermann seine Pflicht tut!“

Durch klare Kommandos schob Nelson seine Schlachtschiffe wie Schachfiguren aus der sichenden Bucht in den Atlantik vor, staffelte seine Flügel, so daß er die Spanier und Franzosen in jedem Fall aus der Flanke zu fassen kriegen mußte und fuhr mit seinem das Zentrum führenden Flaggschiff tollkühn an den Feind. Punkt 12 Uhr löste der Kommandant der „Victory“ auf Nelsons Befehl den ersten Kanonenschuß, der die Kanonade eröffnete. Nach einer einstündigen Artillerieschlacht drang Nelsons Victory als erste in die feindliche Linie ein, um sie auseinanderzureißen. Der erste Anprall führte zu einem konzentrischen Granathagel aus den Geschützen der Franzosen und Spanier auf Nelsons Flaggschiff, dem der kühne Admiral am Fuß des Großmasts erlag. Sterbend gewann Englands größter Seeheld die Schlacht. Er konnte den Siegesjubel noch hören, der von den durchgebrochenen britischen Schiffen zur Victory herüberdrang, Grüsse an seine geliebte Emma bestellten und dann im Hinscheiden noch die Worte hauchten: „Gott und mein Vaterland“.

Die Nachricht vom Seesieg bei Trafalgar, der die britische Vormacht auf allen Ozeanen der Welt begründete, gelangte erst am 5. November nach London. Admiral Collingwood, der nach Nelsons Tod das Kommando übernahm, sandte sofort einen kleinen und schnellen Schoner „Pickler“ in die Heimat. Hoher Seegang und starke Stürme hielten den Aviso jedoch derart auf, daß er erst zu dem späten Termin an der britischen Küste landen konnte. Die Nachricht wurde dann durch Eilboten an die Admiralität weitergegeben. Diese sandte während der Nacht vom 5. zum 6. November einen Sondergesandten an den König nach Schloß Windsor, um dort einen ersten Bericht über den großen Sieg der englischen Flotte zu überreichen. In echt kameradschaftlichem Geist verständigte der diensttuende Offizier auch die Gattin des gefallenen Admirals und vergaß auch nicht, Lady Hamilton ein Billett zu schicken. Erst am 6. November veröffentlichte die Morning Post einen kurzen Bericht, der dann am 7. November durch die ausführliche Wiedergabe der Depeschen ergänzt wurde.

In die Freude über die gewonnene Seeschlacht mischte sich in ganz England die Trauer um den Tod Nelsons, der

trotz seiner zerrütteten Ehe und seiner Liebhaft mit der jungen Gattin des Lord Hamilton, der Liebbling des Volkes geblieben war. Nur in den engen Kreisen des Londoner Hofes konnte man der Geliebten Nelsons, Lady Hamilton, die etwas stürmische Vergangenheit nicht verzeihen. Klatschbasen jeden Standes nährten den Skandal immer mehr. Dazu kam, daß Lady Hamilton nicht zu wirtschaften verstand, finanziell vollkommen zusammenbrach und vom Gerichtsvollzieher bis an ihr Lebensende heimgesucht wurde. So ging sie mit dem Erbe Nelsons, einer bescheidenen Rente, nach Frankreich, wo sie im Januar 1815 in der Stadt Calais gestorben ist.

Zufällig lag am Tage der Bestattung ein englisches Kriegsschiff im Hafen. In echter Kameradschaft folgten die gesamten Offiziere und die ganze abkömmliche Mannschaft dem Trauerzug und bekundeten damit, daß sie Lord Nelson auch in seiner verstorbenen Geliebten noch zu ehren verstanden.

Der letzte Wolf.

Eine Geschichte aus Kanada.

Von Hermann-Ernst Weisk.

Im Kachelofen glühen die Preßkohlen — ich liebte es einstmals, im dunklen Raum vor der offenen Glut zu hocken, den Nacken in das Wolsfell gepreßt, das den Diwan bedeckte. Wie der Pfeifenrauch gaukelten die Gedanken, ohne Richtung, ohne Ziel. Und eines Tages krallte sich spielerisch die Faust in den grauen Pelz, löste sich plötzlich der Traumnebel und hart und klar stand das Erlebnis vor mir.

„Oye — oye!“ murmelte zum Abschied der Halbindianer, der mir geholfen, meine Ausrüstung in die Waldberge am Althabastasee zu bringen. Dann stand ich mit meinen beiden Hunden allein in der Wildnis. — Ein paar Wochen später duckte sich die primitive Hütte am Hügelhang, waren die Vorräte verstant, lag Holz für die kalten Monate geschlagen. Und als bald darauf über Nacht der Winter kam, machte sich Mühe und Arbeit bezahlt. Die „Villa“ hielt warm, ich kannte zwanzig Meilen im Umkreis jeden Berg und Baum und konnte daran gehen, meine Fallen auszuheben. Der Schnee zeigte mir, was an Pelzträgern vorhanden; es übertraf meine kühnsten Erwartungen. Wohl galt es zunächst viel Beihgeld zu zahlen; aber je länger ich arbeitete, desto mehr wuchs Erfahrung und Pelzhauten. Gesund blieb ich auch: ich war restlos glücklich! —

Zwei Tage hatte der Schneesturm getobt. Als ich am dritten Morgen den Eingang freischaufelte, strahlte die Sonne blendend auf die weiße Wüste. Die Ausbeute war schwach: Fast alle Fallen waren tief verweht. Gegen Nachmittag kreuzte ich eine auffallende Spur. Instinktiv faßte ich die Waffe fester und horchte in die Wildnis hinein. Wölfe! Das Rudel mochte mindestens ein Duzend Stück enthalten. Vor Stunden waren sie hier gezogen; aber bei diesen Bestien mußte man auf alles gefaßt sein. Und wenn auch die Fährte meinen engeren Hüttenbezirk verließ: Sie kamen wieder! In der Nacht hörte ich sie zum ersten Mal heulen und am folgenden Tage zeigte bereits die nächstgelegene Falle ihre unangenehme Anhänglichkeit. Sie hatten den gefangenen Marder gerissen; seine Zehen hingen noch im Eisen. Ich legte den vorsorglich mitgenommenen Wolssteller aus und hörte auch in dieser Nacht die Hiegrims heulen. Mir schien, als wenn sie sich langsam näher heranzögen.

Der Morgen brachte mancherlei Überraschung. Vier Fallen waren ausgeräumt; im Zeller jedoch saß ein mächtiger Wolsrüde. Ich jagte ihm eine Kugel in den Schädel, stellte das Eisen wieder fängisch und trollte mit der Beute auf dem Nacken nach Hause. In die Freude über den Erfolg mischte sich aber immer stärker die Sorge ob der hungrigen Konkurrenz: das Fallensstellen wurde bei diesem Wettbewerb zwecklos und für ein Zusammentreffen mit dem Rudel im freien Gelände standen die Chancen nicht zu meinen Gunsten. — Dem verständlichen Wunsche, die Bande auszutreiben, kam sie ein gut Teil entgegen, als sie in der Nacht ziemlich nahe an meiner Wiebe vorbeistrich. Zwei Tiere rollten im Feuer; tags darauf ergab die Falle einen wei-

teren Wolf. Ich balgte ihn sofort ab, zog den Kadaver am Strick hinter mir her und pflöckte ihn gegenüber der Hütte an. Man mußte sich schon die Gesellschaft auf den Hals ziehen; anders war ihr nicht beizukommen.

Gegen Morgen tauchten sie auf — zehn große, graue Waldwölfe. Sie verhofften lange, zogen vorsichtig näher und näher und fielen endlich über den Körper her, — ein reißender, knurrender Haufen! Ich schoß mit Posten hinein, was der Lauf hergab. Die Hunde faulten, die Wölfe heulten auf, dazwischen das Krachen meiner Schüsse. Die Winter- nacht lürmte vom Kampf um das Dasein! Nur zwei Tiere entkamen unverletzt; die Angeschossenen würgten die Hunde. — Einige Tage darauf ereilte auch die Flüchtlinge ihr Geschick. Sie hatten in Eichtier gerissen; ich folgte der Fährte und trieb sie in einer kleinen Schlucht hoch. Den schwächeren Wolf holte die Kugel, als er verzweifelt die Hunde überrannte und im Walde verschwinden wollte. Den letzten und stärksten, der mich mit geiferndem Fang an- sprang, konnte ich gerade noch an der Kehle erwischen. Dann rollten wir auf Leben und Tod im Schnee herum, knurrend, fluchend, zwei reißende Tiere. Ich bekam rechtzeitig das Messer zu fassen. Ein wenig atemlos, ein wenig traurig scheuchte ich die todbenden Hunde. Der Gefallene war im ehr- lichen Streit unterlegen. — Bis zu meiner Abreise ließ sich kein Rudel mehr blicken; es wurde geradezu langweilig. Aber lange Jahre hat mir der Balg des letzten Wolfes, zur Decke verarbeitet, Freude und Wärme gegeben.

Im Kachelofen glühen die Preßkohlen — doch ich hoche nie mehr vor der Glut, seit der Pelz mich verließ. Ein Gerichtsvollzieher schluckte ihn von Amtswegen. Diesmal war ich der Unterlegene im Kampf ums Dasein!

Kinder-Geschichten.

Klein-Elsa.

Die sechsjährige Elsa erinnert sich im letzten Augenblick, daß sie Mama noch nicht Gute Nacht gesagt hat. Sie er- scheint daher, ausgezogen bis aufs kurze Hemdchen, im Salon, um ihre Kindespflicht zu erfüllen. Mamachen, die gerade Besuch hat, ist wegen der Ungeniertheit ihres Töch- terchens etwas verlegen und ruft: „Aber Elschen, schämst du dich denn gar nicht?“ Worauf die Kleine sich selbst müht und zur Antwort gibt: „Aber warum denn, Mama- chen, das Hemdchen ist doch rein!“

Läuschen.

Die kleine Ilse ist von der Mutter mehrfach verwarnt worden, nicht mit den Zigeunerkindern einer benachbarten Wirtschaft zu spielen, weil diese in ihren langen Haaren oft „kleine Tierchen“ hatten. Eines Tages kehrt Ilse von einem Besuch heim und ruft aufgeregt: „Mama, bei Meiers war ein Mann mit langen Haaren, der wunderschön Kla- vier spielte. Aber er hatte gar keine kleinen Tierchen. Ich hab ihn gefragt.“

Kündigung.

Der vierjährige Hans war morgens zugegen, als das Kinder mädchen den Dienst kündigte. Abends wird er, früher als es ihm paßt, zu Bett gebracht und infolgedessen heult er, trotz der Versuche der Mutter, ihn zur Ruhe zu bringen, unaufhörlich. Als alle Güte nichts nützt, sagt die Mutter schließlich in strengem Ton: „So, wenn du jetzt nicht ruhig bist, bekommst du Prügel!“ Da erhebt sich Hans entrüstet in seinem Bettchen: „Ich gehe in vierzehn Tagen!“

Die Untersuchung.

Neulich kam der Arzt zu meiner Kusine. Bevor er sie untersuchte, sagte er zu ihrem achtfährigen Töchterlein, es solle rausgehen, worauf dieses stolz erwidert: „Ach Dunkel Doktor, ich geniere mich nicht!“

Weid.

„Weshalb schreist du denn so, Kleiner?“

„Huh — mein Vater ist die Treppe heruntergefallen!“

„Nun beruhige dich doch, es wird ihm bald wieder besser gehen!“

„Ach, deshalb schrei ich nicht! Aber meine Schwester hat's gesehen und ich nicht!“

Bunte Chronik

Zu viele Uhren . . .

In einen bösen Verdacht geriet kürzlich in der eng- lischen Stadt Ashford ein gewisser C. J. Connel, der beim Verlassen eines Hauses einen Fehltritt tat und eine lange Treppe hinunterstürzte. Er verstauchte sich den rechten Fuß und blieb hilflos unten liegen. Einige bereitwillige Helfer eilten herbei. Aber als sie den Verunglückten fort- schaffen wollten, mußten sie die verblüffende Entdeckung machen, daß jener alle Taschen voller Uhren hatte. Nicht weniger als 56 der nützlichen Zeitmesser. Natürlich glaubte man einen Uhrendieb erwischte zu haben und beeilte sich, ihn der Polizei zu übergeben. Die Vernehmung auf der Wache hatte indessen ein unerwartetes Ergebnis. Connel hatte die Uhren entgegen der Vermutung nicht gestohlen. Er war von Beruf Reisender, verstand sich aber auch darauf, be- schädigte Taschenuhren wieder in Ordnung zu bringen. Um die ausgebefferten Stücke auf ihren richtigen Gang zu prüfen, trug er sie ständig in seinen Taschen bei sich.

Frauen auf Palau.

Auf der Südseeinsel Palau scheinen nach dem Einzug der amerikanischen „Zivilisation“ mit Dollar, Kino und Damentonkfection geradezu paradiesische Zustände eingerissen zu sein, wie ein soeben nach USA zurückgekehrter GLOBE- trotter berichtet. Die „Frauen auf Palau“ waren geld- gierig geworden. Selbst die Ehemänner mußten den Kuß ihrer Frau mit einigen Cents bezahlen. Glücklicherweise hielt dieser „Goldbrauch“ nicht lange an und heute ist Palau eine der vernünftigsten Inseln der Welt.

Die betrogene Kaiserin.

Kaiserin Katharina von Rußland stieß einmal bei einer Kontrolle ihrer Privatchatulle auf den Posten von 30 000 Rubeln für Talglichter. Da auf ihre Anweisung hin im ganzen Kreml kein Talglicht gebrannt werden durfte, ging sie der Sache nach und stellte fest: Prinz Alexander hatte sich ein Talglicht zum Bestreichen der aufgesprungenen Rippen holen lassen, wofür der Sakai 3 Rubel verlangte und er- hielt. Der Schloßverwalter hatte dafür 300, der General- direktor 3000 und den Intendant 30 000 Rubel in Rechnung gestellt.

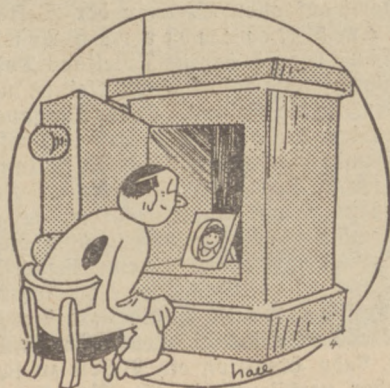
Lustige Ede

Günstige Gelegenheit.

Der Schlagerkomponist Schmalzßidi schreibt Noten. Kam sein Schneider. Mit der Rechnung.

Schmalzßidi winkte ab: „Stören Sie mich nicht! Ich komponiere!“

Der Schneider lächelte: „Ich sehe, daß Sie sich gerade mit Noten beschäftigen — darf ich Ihnen da auch gleich meine überreichen?“



Der Schatz.